Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 191 (1912)

Artikel: Etwas vom Bauernhaus

Autor: Schlatter, S.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-374473

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sharmantes Kind, ich rat' dir's fein: Tu' mir keinen Alten frei'n! Je bas du wärmst den Alten, Dest' mehr tut er erkalten."

Da lachte der Töni heraus, als rollten eine Fuhre Pflastersteine über ein Grabenbord, und auch der Alte büschelte den zahnlückigen Mund zu einem vergnüglichen Schmunzeln.

"Du Donnersmaitli du!" redete er dann. "In Gottesnamen denn, so nehmt euch! Und das da," sagte er, den vollen Geldstrumpf unter dem Kissen hervorziehend und vor sich auf die Bettdecke hin= legend, "das will ich dernem ersten Kinde einbinden, wenn du recht mit mir byt. Gesehen hast du den Strumpf ja doch, und vor dir ist bös etwas verbergen. Ich glaube schier, du bringst es mit deinem ersten Kinde auch ohne Hexenwerk zuweg, mich aus einem kalten Witwer zu einem warmen Groß-vater zu machen, du Erzschalk du!"

Der Töni lachte wieder eine Scholle heraus. Das bäumige Seppetrutli aber sank aufschluchzend vor dem Bett in die Anie und überflutete die rauhen, magern Hände des Flüehlialten mit ihren Freudetränen.

405740

Etwas vom Vauernhaus.

Von S. Schlatter.

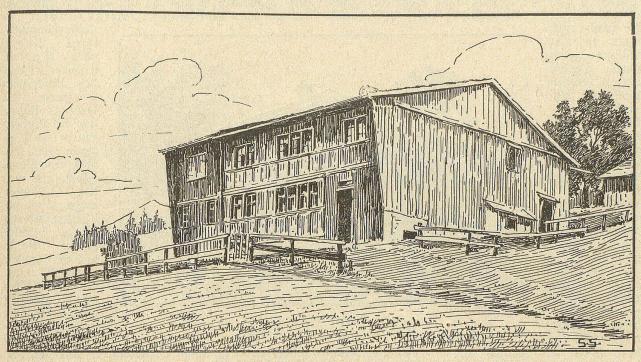
Auf einer der so gerne besuchten Höhen unsers Appenzellerlandes stand fürzlich an einem schönen, klaren Sommertage eine französisch sprechende Ge= sellschaft. Sie betrachteten sich eingehend das Land zu ihren Füßen, mit seinen sammetgrünen Matten, seinen hellen Dörfern, seinen unzählbaren Häusern, die so frohmütig überall im freien Talboden und an sonniger Halde stehen und den fensterreichen Giebel der Sonne zukehren. Sie bewunderten die blitzende Sauberkeit des ganzen Landes, die hellen Fenster und die schneeweißen Vorhänge dahinter auch am bescheidensten Häuschen; und schließlich brach eine der Damen in den Ruf aus: "In diesem Lande gibt es feine Armut." Und ein deutscher Prosessor, der überall die menschlichen Wohnstätten sorgfältig studiert, spricht sich höchst verwundert aus über den hohen Kulturstand, der im Bauern= hause der Ostschweiz zum Ausdruck kommt, gegenüber demjenigen weiter Gebiete Deutschlands. Uns freilich kommt unser schlichtes Appenzeller Bauernhaus wohl recht wohnlich und behaglich, aber doch ganz selbstverständlich und nur den bescheidenen Bedürfnissen einfacher Leute angepaßt vor. Wir können uns eine primitivere Wohnstätte kaum denken. Und doch ist auch unser Haus, wie alles Menschenwerk, nicht immer so gewesen wie heute, sondern das letzte Glied in der Kette einer langen Entwicklung vom einfachsten zum vollkommenern. Betrachten wir uns diesen Entwicklungsgang ein= mal etwas näher.

Bis vor Aurzent nahmen die Geschichtsforscher an, der große "Arbonerforst", so ziemlich das ganze Gebiet des heutigen Appenzellerlandes, sei bis in's frühe Mittelalter hinein sast ganz unbewohnt gewesen. Die Funde in der Wildtichlihöhle haben aber gezeigt, daß ungezählte Jahrtausende früher schon der Mensch dis dort hinauf gedrungen ist. Er hatte sich also jedenfalls mehr oder weniger seßhaft in den wirtlicheren Tälern angesiedelt. Wo und wie er da hauste, wie er lebte, wohnte, baute, alles das ist uns aber in's Dunkel gehüllt. Eben so wenig wissen wir, ob die langsam und schritt= weise das noch wilde Land in friedlicher Rodungsarbeit beseihenen Alemannen auf einzelne Reste früherer Bevölkerung stießen. Wir wissen nicht einmal sicher, wie diese Renansiedler sich einrichteten. Die aus verhältnismäßig frühen Zeiten vorhandenen Urkunden des Alosters St. Gallen erzählen nichts davon. Wir haben aber noch lebende Urkunden dafür, aus denen wir Schlüsse ziehen dürsen auf den Charakter der frühern Bauweise unsver Borsahren. Es sind das einmal die heute noch vorhandenen ältesten Häuschen, an denen wir die Konstruktionsart kennen sernen können, und besonders die Sennhütten unsver Alpen und ihrer Nachbargebiete. Im Aelpserleben hat sich die uralte Lebensweise noch sehr treu erhalten, und ebenso am "Alpgezimmer" die alte Haussorm. Aus diesen und andern Ueberlieferungen läßt sich ein ziemlich treues Bild des Urhauses unsver Gegenden gewinnen.

Der unermeßliche Waldreichtum legte von selbst das Holz dem Baulustigen als das bequemste Material in die Hände. Die schlanken, gleichmäßigen Stämme der Tannen brauchten nur wenig Bearbeitung. Ein viereckiger Platz wurde ausgeebnet, der Boden sestgestampst, an den Ecken ein paar flache Steine eingelegt als sicheres Fundament. Dann wurden vier runde Tannenstämme an die vier Seiten gelegt, an den Ecken mittelst Kerben miteinander verbunden, und der Ansang zum Hause war gemacht. Stamm auf Stamm wurde auseinandergerollt und zusammengekerbt, dis die notwendige Höhe erreicht war. Dann kamen auf die beiden Giebelwände einige immer fürzer werdende Hölzer, auf denen die Kathäume ruhten. Diese wieder nahmen die die Dachschräge bildenden Rasen auf. Das Dach wurde mit großen, gespaltenen Schindeln gedeckt, die mit Steinen beschwert wurden, wie das heute noch in Graubünden vielsach geschieht. Die Undichtigkeiten der Wände wurden mit trockenem Moos zugestopst, eine Türe von etwas zugehauenen seichteren Hölzern zusammengefügt, und das Haus war fertig. Fenster hatte es keine, die

Dachschräge bildete die Decke. Die rohen Wände umschlossen einen einzigen Raum, welcher der Familie als Wohnraum für Alles diente. In einer Ecke, der Tür gegenüber, wurde eine Steinplatte auf den Boden gelegt und die Wände mit solchen gesichert. Das war der Feuerherd, Kochstelle und Heizung zugleich. Da brannte wohl so ziemlich den ganzen Tag das Feuer, genährt mit Holz und Reisig, das der Wald in Fülle lieferte. Einen Kamin hatte das Haus durch viele Jahrhunderte nicht. Der Rauch suche sich durch die offene Tür und die Risen des Daches einen Ausweg. Oft genug erfüllte er den ganzen Raum so dicht, daß

Welt famen. Wenn braußen die Kälte so groß war, daß die Türe geschlossen werden mußte, so herrschte den ganzen Tag Finsternis in dem unwirtlichen Raume, nur spärlich erhellt von den Flammen des Herdseuers. War die Familie zu groß, oder famen Knechte und Mägde dazu, so wurden weitere ähnliche Häuser erstellt. Bald gesellten sich auch Ställe für das Vieh hinzu, das man im Anfang wohl das ganze Jahr im Freien gehalten hatte. Weiter wurden Speicher für die Vorräte an Feldfrüchten, Fleisch, Käse nötig, so daß sich mancher Familiensitz zu einem ganzen Hofe auswuchs.



"Tätschhüsli" im Schachen bei Gais. Aelteste, noch vorhandene Hausform. Die Hauptfront ist noch nicht an der Giebelseite.

man kaum durch denselben hindurch einander erkennen konnte. In der schräg gegenüberliegenden Ecke hatte die mit Hen oder Laub gefüllte Pritsche ihren Play, groß genug, um der ganzen Familie als Nachtlager zu dienen. Die kleinen Kinder und die von der Arbeit ermüdeten Männer lagen auch am Tage auf derselben herum, besonders im Winter. An den Wänden der vierten Ecke waren Bänke angebracht, und vor diesen stand der Tisch, auf dem das einsache Mahl eingenommen und allerlei Arbeit verrichtet wurde. In diesem einen Raume ging das ganze Leben der Familie vor sich, da wurde gekocht, gekäst, gegessen, gearbeitet, geschlasen. Auf dem bloßen Erdboden und in der warmen Asche des Herdes rutschten die Kinder um die Wette mit Hunden und Hühnern, während auf der Pritsche die Alten starben und die Jungen zur Die erste Erweiterung erfuhr das einräumige Wohnhaus wohl durch das Eingraben eines Milchellers an der hintern Seite. Dieser wurde mit einer horizontalen Balkenlage abgedeckt, über welcher das Dach des Hause durchgeführt wurde. Dadurch entstand ein dreieckiger Dachraum. Mit einem Heulager versehen, diente dieser dem Jungvolk als Schlafraum. Diese Form zeigen heute noch unzählige Sennhütten und "Alpzimmer."
Den größten Fortschritt aber machten unstre Vorzahren als sie begannen durch eine mitten durch

Den größten Fortschritt aber machten unsre Vorfahren, als sie begannen, durch eine mitten durch das Haus gezogene Wand dasselbe in zwei Räume zu teilen. Der eine, in den die Türe von außen führte, erhielt den Herd und diente als Küche und Arbeitsraum für alle gröberen Arbeiten. In den innern, die Stube, wurde das Bett und der Tisch gestellt. Die Einführung einer die dahin im

Bauernhause noch unbekannten Einrichtung, des geschlossenen und von der Küche aus geheizten Ofens machte diese Neuerung möglich. Auch ein paar kleine Fensterchen erhielt dieser Raum, die allerdings noch lange entweder nur mit dem höl= zernen Zugladen, oder mit Schweinsblase, Papier oder einem ähnlichen, wenigstens ein wenig durch-scheinenden Material geschlossen wurden. Run konnte sich das häusliche Leben teilen. Die gröbere, wirtschaftliche Hantierung ging in der Küche vor sich, das stillere, intimere zog sich in die Stube zurück. Auch diese Hausform findet sich noch häufig zurück. Auch diese in den Voralpen.

Von da war der Schritt nicht mehr weit zum Einziehen einer zweiten Wand, durch welche auch

die Stube noch= mals in zwei Räume geteilt wurde. Die bis= herigeOfenstube blieb der Auf= enthaltsraum für den Tag; hier wird ge= gessen, hier sitt die Mutter am Nähen und Spinnen, die Kinder zu stil= lem Spiel, der Vater zu behag= licher Feier= abendruhe. Die Nebenstube aber ist ganz zum Schlafraum geworden. Diese beiden Räume

nahmen die vor= dere Hälfte des Hauses ein und erhielten eine horizontale Decke, um die Wärme besser zusammen= zuhalten. Die Küche aber blieb offen bis unter das Dach, auch dann noch, als der Raum über den Stuben ebenfalls durch Hinaufführen der Wände zu Kammern gemacht wurde. Die Stuben erhielten einen hölzernen Boden, was viel zu ihrer größern Behaglichkeit und Reinhaltung beitrug. Damit hat das Haus eine Entwicklungsstuse erreicht, auf der es an manchen Orten bis heute stehen geblieben ist. Dieses kaminlose "Rauchhaus" ist in der innern Schweiz, im Berneroberland 2c. noch immer zu finden. Es besteht nun aus allen, heute noch als notwendig sich erweisenden Räumen: Rüche, Wohn= und Schlafstuben in genügender Zahl, Vorrats= räume in den Dachkammern, einem Keller unter den hölzernen Stubenboden. Jett konnte sich auch eine größere Familie behaglich unter dem gleichen Dach einrichten. In der Nähe des Hauses stand die Scheune, die einen ähnlichen, zusammenwachsenden Weg gemacht hatte. Stall, Tenn, Heuspeicher ver= einigten sich zu einem bequemen, zweckmäßigen

Noch war das Haus klein, die Räume niedrig und dunkel. Es stand da, wie es sich gerade am einfachsten ergeben hatte, noch ohne eine bestimmte Richtung nach der Sonne zu suchen, breit, mit dem sehr wenig geneigten Dach, wie die lose aufge-legten Schindeln es verlangten. Die Scheune stand ebenfalls in ganz zufälliger Stellung, vor, neben, hinter dem Hause, nahe oder weiter entsernt. Die letzte "Rauchtüche" ist im Anfang des 19. Jahr-hunderts umgebaut worden. Sie fand sich im Battenhaus in Niederteufen. Aber die äußere Form dieser alten Häuschen ist noch da und dort im Lande zu finden. Das Bolk heißt sie "Heidenhäuser" in Ueberschätzung

Allters,

von

Tätsch=

ihres

oder

häuser, der "tätschigen"

Dachform. All=

lerdings finden sich auf Appen=

zeller= und Tog=

genburger = Be=

biet keine Block= häuser aus run=

den Stämmen mehr, auch die

ältesten sind aus

fantig beschla= genen "Band-hölzern" sauber "gestrickt", wie

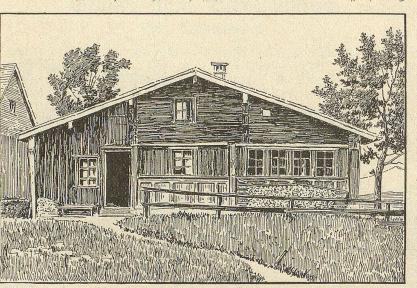
diese Bauart bei

genannt

Auch die

uns

wird.



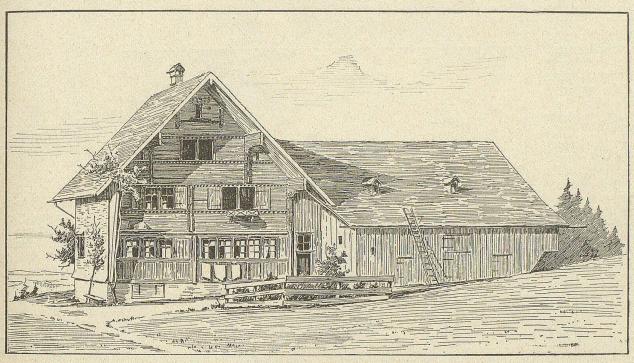
"Im Suterli" bei Appenzell. Tätichhüsli, aber ichon mit Giebelfront.

große Legschin= del mit Stein= beschwerung ist längst verschwunden und hat dem "Nageldach" Plat gemacht.

Wäre die Landwirtschaft die einzige Nahrungs= quelle des Volkes geblieben, wie in Graubünden und andern Alpengegenden, so hätte auch das Haus keine wesentlichen Fortschritte mehr gemacht. Aber ein großer Ackerbauer scheint der Appenzeller nie gewesen zu sein, wenn er auch früher etwas Getreide baute, so war das Land doch auf starke Einsuhr von Brotsrucht angewiesen. Das brauchte aber Geld, mehr als die vorherrschende Milchwirtschaft einbrachte, besonders bei der dichter werdenden Bevölkerung. Was Wunders, daß das strebsame Bölklein mit wachen Augen auf den blühenden Leinwandhandel ihres Nachbarn, der Stadt St. Gallen, schaute. Frühe schon beschäftigte diese manche Hand im Ländchen durch Spinnen und dergleichen, aber Appenzell wollte nicht blos für die Stadt arbeiten, es suchte den ganzen Verdienst in seine Taschen zu lenken. Im Jahr 1537 wurden die zwei ersten eigenen Handelsgesellschaften gegründet, und Mitte

Februar die erste Leinwandschau in Appenzell ge= halten. Es muß also schon damals im Lande ge-woben worden sein. Als aber das Jahr 1572 die Bartolomäusnacht in Paris brachte und in ihrem Gefolge eine große Sandelsstodung und weitverbreiweinge eine große Jundersstadung und weitvertete Teurung, da schauten sich im ganzen Lande die Männer nach Verdienst um. Sie begannen allgemein das Weben zu lernen. In Trogen, Speicher, Teufen fingen die Wehstühle an zu klappern, in Wald ließ Georg Schläpfer auf eigene Rechnung weben. Icht wurden die Webkeller eingerichtet. Der Raum unter der Stube, halb im Boden ein-

Stube mußten hell und geräumig sein. Deshalb wurden die Fenster vergrößert und vermehrt. Das Glas war unterdessen auch für den Bauern ersichwinglich geworden. Es wurde in der Form der noch hie und da vorhandenen runden Bugen= scheibchen hergestellt und in Blei gefaßt. Die Sonne sollte in die Arbeits= und Wohnräume hinein= scheinen; sie erwärmte dadurch den Webkeller und machte alles frohmütiger. Darum stellte man die neuen Häuser so, daß sie die Giebelseite gegen Mittag richteten. Der Giebel wurde zur Haupt-front. Nun konnten auch die Kammern im Ober=



"Im Feld" Teufen. Typisches Bauernhaus mit steilem Nageldach, angebauter Scheune und Webkeller, vom Jahre 1708.

gegraben, eignete sich am besten dazu. Jett saß der einfache Mann unten am Webstuhl, oben in der Stube die Frauen und Töchter am Spinnrocken und am Spulrad. Und im Dorfe stand der Fabri-kant in der Schreibstube und im Warenmagazin, und reiste in die Stadt und weiter in die Welt hinaus, nach Frankreich, Italien, Spanien. Dort hatten appenzellische Kaufleute bald große Zweig-niederlassungen, verkauften die Arbeit ihres Landes und handelten die Produkte anderer Länder ein. So wurde die Landwirtschaft für Viele nur noch zur Nebenbeschäftigung. Die industrielle Heim= arbeit war bald die eigentliche geldbringende Er= werbsquelle. Das hatte einen großen Einfluß auch auf das Haus. Noch mehr auf dasselbe angewiesen, als es der Bauer ist, dessen Arbeit in Feld und Stall vor sich geht, verwendete man auch mehr Sorgfalt auf dessen Einrichtung. Webkeller und stock die Sonne erhalten. Bald reihte sich an der Sonnenseite Fenster an Fenster, nur durch schmale

Pföstchen und Pfeiler unterbrochen. Nirgends sonst finden wir so sonnenfrohe, lichtoffene Häuser. Aber auch die Scheune, oder doch ihre Stellung zum Hause blieb von dieser Wandlung nicht unberührt. Die Besorgung des Viehs blieb Aufgabe auch des webenden Mannes. Je fürzer und geschützter nun der Weg vom Webstuhl zum Stall war, um so leichter verbanden sich diese beiden Hantierungen mit einander. So rückte sie dicht an's Haus heran, nur durch einen Gang von diesem getrennt, der zugleich als Hausgang diente. Da-durch führt auch die Türe der Küche oder des von ihr abgetrennten innern Ganges mit der Treppe nach oben nicht mehr direkt in's Freie. Zur Warmhaltung des ganzen Hauses ein neuer, wesentlicher Fortschritt. Haus und Scheune bilden von jetzt

an fast ausnahmslos äußerlich ein abgeschlossenes Ganzes. Die beiden Dächer stoßen im rechten Winkel in einer — sorm zusammen. Auch das Kamin kam unterdessen aus den Städten in's Bauernhaus. Die Küche erhielt ebenfalls ihre Decke, auf der weit und trichterförmig ein Geslecht aus Ruten oder zähen Weißtannenästen erstellt, das innen und außen mit Lehm verstrichen wurde. In dieser Ansordnung erkennen wir das Haus, das heute noch überall das heimelige Nest froher Landleute bildet.

Die Dörfer erhielten ebenfalls ein anderes Gesicht durch die Einführung der Industrie. Früher bestanden sie aus wenigen Firsten: Kirche, Pfarrhaus und Gemeindehaus, Wirtschaft, Laden und ein paar Handwerkerhäusern. Jeht bildete sich der

neue Stand der Fabrikanten und Kaufleute. Diese siedelten sich natürlich möglichst in einem Zentrum an und bauten sich ihre neuen Häuser den neuen Bedürfnissen

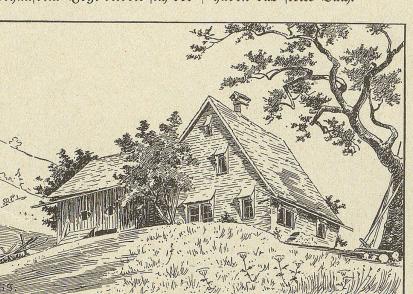
entsprechend. Bor allem bausten sie aus dem neu erworbenen Reichtum grös her, geräumiger. Dann bedurften sie der Warens

magazine, Ferggräume, Schreibstuben 2c., die in's Erdgeschoß gelegt

wurden, während die obern Stockwerke zur Wohnung dienten. Die ältern zeigen noch die gleiche Hauptform und Bauweise wie die Bauernhäuser, den breiten, sonnwärts gekehrten, vielkenstrigen Giebel und den durchgehenden Strickbau. Später werden stattliche Herrenhäuser mit geschweisten Giebeln, Mansardendächern, schönen hölzernen Säulenstellungen und anderm architektonischem Schmuck daraus. Sogar ganz massive, palastartige Gebäude reihen sich um die Dorfplätze von Trogen und Herisau, vom früheren Glanze der dortigen großen Handelsfamilien kündend.

Viele Jahrhunderte hindurch mußte mit der Verwendung von Eisen zum Bau der einfachen Häuser sehr gespart werden. Alles wurde mit Holznägeln verbunden, die Türen liefen in hölzernen Angeln und schlossen sich mit hölzernem Riegel. Mit dem größer werdenden Verfehr und dem leichteren Gelderwerb wurde auch das anders. Der Nagel wurde feine Seltenheit mehr. Dafür aber wurde mit zunehmender Uebervölkerung das Holz teurer und

mußte auf sparsamere Verwendung desselben Bedacht genommen werden. Um meisten fraßen die slachen Schwerschindeldächer nicht nur bei der Neuerstellung durch die Größe und Dicke der Schindeln, sondern auch wegen ihrem raschen Faulen und dadurch bedingten immerwährenden Unterhalt. Zwischen 1600 und 1700 wurde das Nageldach eingeführt, aus den seinen, sestgenagelten Schindeln, wie sie heute noch im Gebrauch sind. Diese rutschten nicht mehr ab, deshalb konnte die Dachneigung vielsteiler gemacht werden. Das hatte wieder den günstigsten Einsluß auf den rascheren Ubsluß des Wassers und damit auch auf die Haltbarkeit des Daches. Alle Häuser, die von dieser Zeit an gebaut wurden, haben das steile Dach.



Auf Bilchen, Teufen. Norde und Westseite mit Schindelschirm.

Fenster haben alle zum Ver= bessern schluß Sonne und Wet= ter die hölzernen Zugladen. sind vor vor der Außenfläche der Strickwand an= gebracht, je nach der Lage des Fensters werden sie hinauf oder

herunter=
gezogen. Auch
diese Laden wer=
den wieder durch
eine Täferung
geschützt, die an
der Borderseite
des Hause unter
Brüstung unter
den Fenster=

reihen bildet. An den West- und Nordseiten sind sie unter einer die ganze Wand gegen Wind und Regen schützenden Verkleidung verborgen. An ganz alten Hützenden Verkleidung verborgen. An ganz alten Hützern besteht diese aus einer Bretterverschalung, wie an den Scheunen, die mit großen Holznägeln besesstigt wurde. Mit der Einführung des Nageldaches kam auch an der Wand die Schindelverkleidung auf. Der Schindelschirm, der sich so warm und dicht wie ein Mantel an die Seiten der Hürmen schützt, ist im Appenzellerlande so recht zu Hürmen schützt, ist im Appenzellerlande so recht zu Hause. Während die Strickwände und Täserungen der Sonnenseite eine tiesbraune, seurig warme Farbe annehmen, schimmert die schuppige Hülle der Hinterseiten in einem seinen silbernen Grau, an der Sonne oft wie ein blanker Panzer.

In den Dörsern wurden dann häusig nicht nur

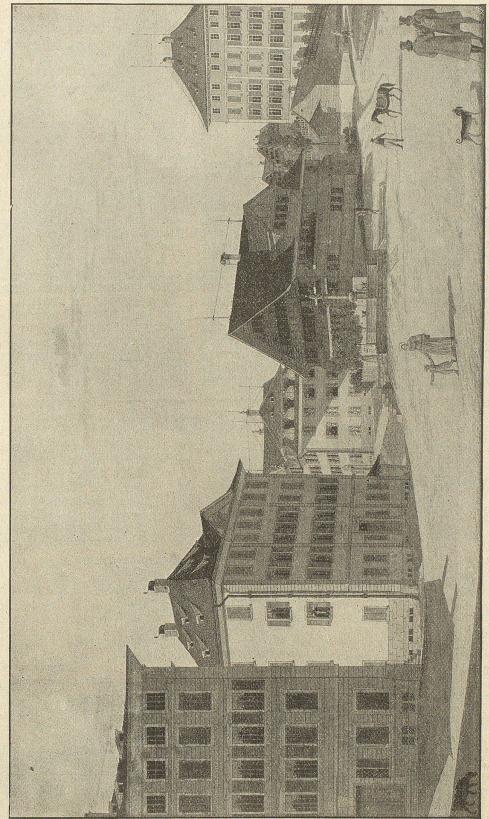
In den Dörfern wurden dann häufig nicht nur die Ladenbrüftungen, sondern die ganze Borderseite mit sauberer Täferung verkleidet. Sind an einem sonnigen Sommertage alle Laden aufgezogen, so ist kein Unterschied zwischen den Fenstern

und den Füllungen der Wandslächen da= zwischen zu erkennen, und das ganze Haus sieht aus wie ein schlafendes Gesicht.

Mancher Wie dachte sich wohl, sein Haus sei eben so ge= baut worden, wie es seinem Vater, Groß= oder Urgroßvater ge= rade gepaßt habe. Wir sehen, daß das nicht ganz so ist. Wohl dachten auch diese viel über ihren Bau nach und äußer= ten ihre Wünsche und ihre Meinung mit dazu, aber trotzdem ist es ein Gefüge, an dem die Arbeit vieler Jahrhunderte mitge= wirkt hat. Nicht nur der kluge Wille des Einzelnen hat das= selbe geschaffen, tau-send Umstände arbeiteten dran. Das reichlich vorhandene Baumaterial gab ihm die erste Form, die Verteuerung des= selben und neue Ver=

arbeitungsweisen und Baustoffe ver-änderten sie. Das Bedürfnis des Menschen gestaltete seine Ein-teilung und bedingte seine weitere Aus= gestaltung. Hunger zwang zu Gewerbe, Handel, Verkehr, und alles hatte seinen Einfluß auf die Seim= stätte dessen, den sie trieben und der kräf= diesem Triebe

folgte. Richt nur guten Fortschritt brachten die vielen Einflüsse von außen mit. Gesgen das Ende des 18. Jahrhunderts, das so viele neue Be= danken brachte, fin= gen die reich gewor=



Landsgemeindeplaß in Trogen, links die massiven Kaläste der Herren Zelweger, das jehige Rathaus, gebaut 1802, das Pfarrhaus, gebaut 1765, in der Mitte noch ein jeht dort nicht mehr existierendes Appenzeller Holzbaus, das alte Pfarrhaus. Aas Bild ist zwissen 1810 und 1820 gemalt worden.

denen Herren an, sich vor den fremden Besuchern ihrer braunen Holzhütten zu schämen. Sie begannen zuerst, ihre neuen, stattlichen Fabrikantenhäuser so anzustreichen, daß der Holzbau wenigstens in der Farbe wie ein massives Stadthaus erscheine. Bald schwammen die ganzen Dörfer in heller Delfarbe, und diese Aeberschwemmung flutete weit hinaus über's Land und hat sich noch heute nicht gelegt. Manches warme, heimelige Häuschen wurde das durch wohl sauber und gepühelt, aber seine ge-mütliche Ländlichkeit ging verloren. Leider ist diese Anstreichwut nicht der einzige Feind der schönen, alten, vaterländischen Bauweise geblieben. Sie wurde überhaupt als altväterisch verachtet. Was etwa vom Jahre 1850 an neu gebaut wurde, suchte so viel als möglich städtischen Schein anzunehmen. Es entstanden die vielen schmalen, hohen Häuser mit modischen Jalousieladen an symetrisch einge= mit modischen Jalousieladen an symetrisch eingeteilten Fenstern, die heute in ganzen Reihen die Dörfer verunzieren, aber auch dem freien Lande alle alte Fröhlichseit nehmen. Im Innern sind sie zwar viel unbequemer, die Räume klein, Gänge und Treppen eng und unbehaglich, aber "neumödig". Auch gänzlich fremde Materialien wurden hereingeschleppt, Backsteine zu Rohbau, Dachschiefer und dergleichen, zur rechten Verunzierung des Landes. Es ist, als ob mit der Ueberfülle der Rusuhr durch den modernen Eisenbahnverkehr der Zufuhr durch den modernen Eisenbahnverkehr der

Verstand ausgeführt worden wäre, der früher so prächtig das Neue dem Alten einzuverleiben wußte. Als zum Beispiel das Spinnen und Weben im Lande aufkam, richteten die Alten die lange Fensterreihe in der Wohnstube ein. Heute sitzen die Frauen und Töchter am Sticken, Nachsticken, Ausschneiden, Fädelen und wie die Arbeiten der neuen Industrie alle heißen, oft zu dreien und mehr Personen in einer Stube. Sie brauchen dazu noch mehr Licht als früher. Wir aber gehen hin, reißen den "Fensterwagen" heraus und machen an seine Stelle zwei städtisch aussehende, schmale Fenster mit breiten Wandslächen dazwischen!

Ueberhaupt sind die Veränderungen unster Lebensverhältnisse auf dem Lande durch den neuzeitlichen Verkehr nicht so unendliche, daß es nicht möglich sein sollte, auch sie in richtiger Weise zu

verarbeiten.

Betrachten wir die Werke unsrer Bäter mit liebe: vollem Interesse, schauen wir überall, wie ste's gemacht haben, sich und ihren Kindern ein behag-liches "Höckli" zu bereiten. Lernen wir wie sie, das gute Alte mit dem besseren Neuen richtig zu verbinden. Und seine wir eben so stolz auf unsre Eigenart wie sie, lassen uns so wenig vom Fremden übertölpeln wie sie. Dann können auch unsre Kinder und Enkel die gleiche Freude haben am ererbten Heimelli, wie wir sie haben dürsen.

Das Höflein.

Run darf mein Tal den Sommer grußen, Es ist den hellen Tagen hold. Wie ruht es schimmernd mir zu Füßen In seines Erntesegens Gold! Die schmalen Weizenäcker träumen Von Märchen, die der Nachtwind sang; Ein Söflein, halb verftedt in Bäumen, Liegt gang versonnen nah am Sang.

Das ift ein Beim nach meinem Sinne, Ein Giland, das fein Meer umfturmt! Rings Zelg an Zelg, und mitten inne Das breite Dach, das herrlich schirmt. Die weißen Fensterkreuze miffen Von Stuben, die voll Sonne find; Wer möcht' des Gartens Wildnis miffen, Die Zaun' und Bänklein bunt umspinnt?

Ich weiß, kein Gold liegt dort vergraben, Doch duftet braunes Brot im Schrein; Und blonde Mägdlein, muntre Anaben, Die laffen Rümmernis nicht ein. Sorch! Ihre hellen Stimmen flingen, Gin Dengelhammer fingt darein, Könnt' ich des Schickfals Gunft erzwingen, Dies Söflein follt' mein eigen fein!

Alfred Huggenberger.

